

Sprachspiel und "Unsagbares" -
Zu verwandten Motiven in Robert Musils Sprachreflexion
und der Spätphilosophie Ludwig Wittgensteins

Monika Schmitz-Emans, Hagen

1. Die Frage nach Sagbarem und Unsagbarem

Auf die Affinitäten zwischen Musil und Wittgenstein ist verschiedentlich hingewiesen worden; sie sind augenfällig genug, um schnell das Interesse des Lesers an ihrem Ausmaß und ihren tieferen Ursachen zu wecken.¹ Was beide Autoren einander ähnlich macht, ist schon ihre intellektuelle Leidenschaft für Präzision **und** Tiefe, ihre Inklination zu Mathematik **und** Mystik - oder, mit Musils Formel, zu "Genauigkeit" und "Seele". Aus der Radikalität des Denkens beider geht die Einsicht hervor, daß alle etablierten begrifflichen Ordnungen relativ, alle scheinbaren Gewißheiten trügerisch sind - und daß die sogenannte Wirklichkeit als eine bloße Hypothese unter unzähligen anderen möglichen betrachtet werden muß.

"(...) diese Ordnung ist nicht so fest, wie sie sich gibt; kein Ding, kein Ich, keine Form, kein Grundsatz sind sicher, alles ist in einer unsichtbaren, aber niemals ruhenden Wandlung begriffen, im Unfesten liegt mehr von der Zukunft als im Festen, und die Gegenwart ist nichts als eine Hypothese, über die man noch nicht hinausgekommen ist." (Musil: 1/251)²

"Es käme mir lächerlich vor, die Existenz Napoleons bezweifeln zu wollen; aber wenn Einer die Existenz der Erde vor 150 Jahren bezweifelte, wäre ich vielleicht eher bereit aufzuhorchen, denn nun bezweifelt er unser ganzes System der Evidenz. Es kommt mir nicht vor, als sei dies System sicherer als eine Sicherheit in ihm. (...) Es kommt mir vor, als müßte der, welcher an der Existenz der Erde zu jener Zeit zweifelt, das Wesen aller historischer Evidenz antasten. Und von dieser kann ich nicht sagen, sie sei bestimmt richtig." (Wittgenstein: Über Gewißheit, Nr. 185)³

Musil charakterisiert das, was er den "Möglichkeitssinn" nennt, als die "Fähigkeit (...), alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist" (1/16). Die Forderung des "Wirklichkeitssinnes" laute demgegenüber: "Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben" (MoE 16). Gerade der späte Wittgenstein scheint einen ausgeprägten Möglichkeitssinn entwickelt zu haben, was nicht selten dazu führt, daß er sich von den Türen, die er denkend durchschreiten möchte, versuchsweise gleichsam sogar die Rahmen wegdenkt.

"Was hindert mich anzunehmen, daß dieser Tisch, wenn ihn niemand betrachtet, entweder verschwindet oder seine Form und Farbe verändert und nun, wenn ihn wieder jemand ansieht, in seinen alten Zustand zurückkehrt? - Wer wird aber auch so etwas annehmen! - möchte man sagen." (ÜG 214)⁴

Musil und Wittgenstein entstammen derselben intellektuellen Klimazone, deren Situierung durch die Stichworte *Fin de Siècle*, Österreich, Zivilisations- und insbesondere Rationalitätskritik angedeutet ist.⁵ Zu den offenkundigsten Gemeinsamkeiten beider gehört die Zentrierung ihres Interesses auf die Sprache und deren komplexe Funktionen. Ein solches Interesse ist nun allerdings auch für eine respektable Zahl anderer Autoren dieser (und der folgenden) Zeit charakteristisch; im Hintergrund steht dabei vor allem die Erschütterung des Denkens durch Nietzsche, der nicht allein die Sprache einer radikalen Kritik unterzogen, sondern im Zusammenhang damit den Wahrheitsbegriff destruiert hatte. Als gemeinsamer Nenner der nach-nietzscheanischen Reflexion über Sprache, wie sie besonders radikal durch Fritz Mauthner und in Hugo von Hofmannsthals Chandosbrief vollzogen wird, aber auch in manchem lyrischen Experiment - etwa bei Christian Morgenstern und Hugo Ball - zum Ausdruck kommt, kann das Bewußtsein von der Fragwürdigkeit der Relation zwischen sprachlichen Zeichen und Wirklichkeit gelten. In der Sicht vieler Autoren scheinen die Wörter sogar eine Art Eigenleben zu führen und eine Scheinwelt zu schaffen, welche nur vorgibt, ein getreues Abbild der außersprachlichen Realität zu sein, tatsächlich aber den Blick auf diese verstellt. Musil fühlt sich zu dieser Auffassung gelegentlich durchaus hingezogen, betrachtet Sprache aber keineswegs ausschließlich unter diesem Aspekt. Als Sprachtheoretiker orientiert er sich an Nietzsche sowie an Ernst Mach,⁶ und insofern ist seine Haltung gegenüber der Sprache von einer prinzipiellen Skepsis zumindest grundiert, die allerdings keineswegs zur Resignation führt. Wittgenstein ist von der Erschütterung des Vertrauens in den Wahrheitswert der Wörter zwar keineswegs unbetroffen - im Gegenteil geht es ihm mit seinem 1918 abgeschlossenen, 1921 publizierten "Tractatus logico-philosophicus" ja um eine fundamentale Kritik der Sprache, um eine klare Differenzierung zwischen sinnvollem und unsinnigem Sprachgebrauch. Zu den zentralen Gedanken des "Tractatus" gehört sogar die prinzipielle **Gleichsetzung** von Philosophie mit "Sprachkritik" (Tr. 4.0031) - und Musil hätte dem wohl nicht widersprochen. Zugleich belegt der "Tractatus" aber, daß Wittgenstein die im frühen 20. Jahrhundert populäre Überzeugung von der prinzipiellen "Falschheit" der Sprache nicht teilt. Gewiß ist, anders gesagt, auch für ihn die Beziehung zwischen den Wörtern und jenen Tatsachen, die für ihn die "Welt" ausmachen, nicht selbstverständlich. Er möchte aber eben diese Beziehung befestigen, statt von vornherein einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen Wort- und Tatsachenwelt zu statuieren. Autoren wie Mauthner und Gustav Landauer sowie Hofmannsthals Lord Chandos hatten aus ihrer Sprachkritik die drastische Folgerung gezogen, das Schweigen sei der Rede überlegen und mithin vorzuziehen. Musil und Wittgenstein dagegen propagieren nirgends eine grundsätzliche Abkehr von der Sprache. Sie betreiben jeweils, komplementär zu ihren jeweiligen sprachskeptischen Überlegungen, auch positiv akzentuierende Sprachkritik, fragen nach den Leistungen der Wörter und ihren komplexen Funktionen für den Menschen, der sich in der Welt orientieren muß und will. Hier zeigen sich verschiedene sachliche Konvergenzen, die im folgenden skizziert werden sollen. Dabei sind die aufzuzeigenden Parallelen zumindest für das Frühwerk

beider Autoren keineswegs auf eine ein- oder wechselseitige Einflußnahme zurückführbar, und auch hinsichtlich des jeweiligen Spätwerks müssen direkte Beziehungen mehr als zweifelhaft bleiben.⁷ Immerhin erschienen die späten Werke Wittgensteins erst nach Musils Tod, und für eine Befassung Musils mit dem "Tractatus" gibt es vorerst ebensowenig Anhaltspunkte wie umgekehrt für eine Musil-Lektüre Wittgensteins.

Das besondere Augenmerk beider Autoren gilt immer wieder den **Grenzen** der Sprache, vorstellbar unter dem Bild einer Linie zwischen dem Sagbaren und dem als "unsagbar" vorläufig Ausgegrenzten. Jenseits des Bereichs sprachlicher Bestimmbarkeit liegen für Wittgenstein bis zuletzt das Ästhetische und das Ethische (vgl. Ph. U. 77). Bereits dem "Tractatus" zufolge läßt sich "die Ethik nicht aussprechen", sie ist "transzendental", wobei ausdrücklich hinzugesetzt wird: "Ethik und Ästhetik sind Eins." (Tr. 6.421) Wittgenstein geht es mit dem "Tractatus" dezidiert um die Feststellung der Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem. Dabei thematisiert er diese Grenze insbesondere als Grenze zwischen Rede und Schweigen und hebt so indirekt die Ausdrucksvalenz des Schweigens hervor. Mit seinem berühmten letzten Satz - "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen." - spricht der "Tractatus" jedoch nicht nur **über** diese Grenze, er zieht sie gleichsam selbst sichtbar nach und wird dadurch mit ihr deckungsgleich. Satz 7 ist diese Grenze; dahinter liegt eine Zone des Schweigens. Hier gibt es für den Verfasser nichts mehr zu sagen.⁸ Diese Konsequenz, mit der Wittgenstein die Sprache an ihr Ende bringt (oder zu bringen glaubt), findet bei Musil nirgends eine Entsprechung.⁹ Dies hängt wohl nicht zuletzt mit den divergierenden Anschauungen beider Autoren über die Denk- und Schreibarbeit zusammen: Wittgenstein glaubte zumindest zur Zeit des "Tractatus", mit diesem die entscheidenden philosophischen Probleme gelöst zu haben,¹⁰ vertraute also damals auf die prinzipielle Abschließbarkeit von Projekten und verließ sich darauf, nun auch schweigen zu dürfen. Musil hingegen setzt stets - wie etwa auch Paul Valéry - den Akzent auf die Progressivität gedanklicher und literarischer Arbeit; nicht um die Werke in ihrer Abgeschlossenheit geht es ihm vorrangig, nicht auch um definitiv zu beziehende philosophische Positionen, sondern um den Prozeß des Denkens und Schreibens als solchen, um die Aufrechterhaltung der literarischen Funktion (eine Haltung, die dem späten Wittgenstein näherliegen wird). Der "Tractatus" kann als Paradigma aller nach Geschlossenheit strebenden Texte betrachtet werden - und vielleicht ist ein Werk wie der "Mann ohne Eigenschaften" sein offenkundigstes Widerspiel. (Es erscheint vielleicht überhaupt leichter vorstellbar, daß ein philosophischer Autor an die Abschließbarkeit der gedanklichen Arbeit durch einen definitiven Text glaubt, der einen Schlußpunkt unter alles Sagbare setzen könnte, als ein Dichter. Das definitive Werk, der Text, in dem alles Notwendige gesagt und Sprache an ihr Ende gebracht würde, mag in der Dichtung allenfalls als spekulatives Konstrukt eine Rolle spielen; vorstellbar oder konkret projektierbar ist es wohl genausowenig wie das "absolute Buch".) Die Überzeugung von der Unabschließbarkeit der Denkbewegung hat natürlich auch Konsequenzen für die Art und Weise, in der das

Thema Sprache und Schweigen angegangen wird. Wo es kein Ende des Sagens und Schreibens gibt, kann auch kein endgültiges Schweigen ausbrechen. Keine sprachliche Formulierung mag je von der Vollkommenheit eines definitiven Textes sein - dafür aber gibt es eben immer noch etwas zu sagen. Das Sagbare mag vorläufig und unbefriedigend sein - aber es ist unausschöpflich. Entsprechend ist das Unsagbare nicht als ein "Dahinter" oder "Danach" vorzustellen, bei dem man je endgültig ankommen oder dem man sich je unwiderruflich anheimstellen könnte. Es könnte stattdessen eher "neben" dem Sagbaren oder - mit einem anderen räumlichen Bild - in dessen "Zwischenräumen" lokalisiert werden. Das Begreifliche und Sagbare wird etwa von Musils Törleß einmal als ein Gewölk charakterisiert, in dessen Lücken sich eine andere - eben eine wortlose - Wirklichkeitsdimension auftut (6/81f.).

Für Musil sind es drei Bereiche, die sich der direkten Sagbarkeit entziehen: Das Ethische, das Ästhetische und das Individuelle der Person (die Nähe zu Wittgenstein ist offenkundig). Freilich sieht er hier keineswegs jegliche Rede abbrechen; vielmehr nimmt das Sprechen einen anderen Charakter an und erzeugt andere Effekte als auf dem Terrain des klar Sagbaren. Mit Gegenständen befaßt, welche nicht präzise bestimmt und begriffen werden können, gerate - so Musil - der Sprachbenutzer "aus der Klarheit ins Halbdunkel der Worte"; vom Gemeinten werde ein "verwischtes Bild" erzeugt:

"Bei dem Betreten des religiösen, des ästhet. des eth. Gebiets u. dem des Individuums entsteht das [=ein solches verwischtes Bild]. Anstelle der Beschreibung tritt die Umschreibung. Die Rundherumschreibung." (8/1300)

Allerdings besagt dies nichts gegen die Legitimität solcher "Rundherumschreibung". Musil versteht und billigt die - und sei es vergebliche - Bemühung, auch über ethische und ästhetische Gegenstände zu sprechen, während der Verfasser des "Tractatus" ja alle einschlägigen Sätze in den Bereich des Unsinnigen verweist.¹¹ Hier kann für ihn nur geschwiegen werden. Das "Unsagbare" oder "Wortlose" spielt nun immerhin auch in Musils poetischen Texten eine wichtige Rolle; entwickelt wird eine komplexe Topik der Unsagbarkeit.¹² Aus verschiedenen Perspektiven geraten die Grenzen der Sprache in den Blick, allerdings immer von sprachlichem Terrain aus. Auch die Entwicklung einer Unsagbarkeitstopik ist ja eine **sprach-immanente** Strategie, eine Strategie des "Sagens", wenngleich im Zeichen der Mittelbarkeit - damit wäre also auch die Verwendung von Unsagbarkeitstopoi, wäre auch der Verweis auf "Wortloses" eine Form der "Rundherumschreibung" und der Erzeugung von unscharfen Bildern. Je rätselhafter die zu erörternden Themen, desto offenkundiger bleibt es bei bloßen Annäherungen. Jenes "Halbdunkel der Worte" breitet sich vor allem in Bereichen aus, zu denen das wissenschaftliche Denken keinen Zutritt hat. Über das Werk Maurice Maeterlincks sowie 'intuitiver Mystiker' überhaupt bemerkt Musil:

"Die Dinge, die hier gesagt werden sollen lassen sich nicht direkt sagen. Das vorhandene Lager intentionaler Beziehungen reicht nicht aus. Auch nicht durch Kombinationen wie in den Definitionen der Wissenschaftler." (8/1300)

Das Unbestimmbare zu um-schreiben bedeutet, es mit Worten zu "umgeben" - eine Vorstellung, die sowohl eine Annäherung des Wortes ans Gemeinte als auch eine gleichzeitige Verhüllung suggeriert.

"(...) Was sich heraushebt ist ein etwas verwischtes Bild eines Eingehüllten. (...) Auf die verschiedenste Weise einhüllbar." (8/1300)

Die Verwendung der aussagekräftigen Hüllenmetapher erinnert nicht zuletzt an Wittgenstein, der sich ihrer gleichfalls bedient.

"Die Sprache verkleidet den Gedanken. Und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen." (Tr. 4.002)

Bei einer "Umschreibung", wie sie sich Musil denkt, werden die stilistisch-ästhetischen Qualitäten des Textes maßgeblich und erhalten ein Eigengewicht gegenüber dem Inhaltlichen, wie sie es in der wissenschaftlich-sachbezogenen Prosa nicht besitzen.¹³

Ein solcherart "Eingehülltes" wird als etwas der Sprache Fremdes sowohl im "Törleß" und in den "Vereinigungen" als auch im "Mann ohne Eigenschaften" thematisch. Wie ein roter Faden ziehen sich Anspielungen auf das Nichtzureichen der Wörter durch Musils Werk. Es ist signifikant, daß Musil das positiv nicht Sagbare damit gleichsam "innerhalb" seiner Texte platziert, während Wittgenstein es an das Ende des "Tractatus" rücken möchte; soll durch letzteren doch das absolute Ende des Sprechens gleichsam gestisch demonstriert werden, während es für Musil ein solches Ende nicht gibt. Bei ihm wird dem positiv lesbaren Text aufgebürdet, was bei anderen Autoren - und scheinbar auch bei Wittgenstein - das Schweigen leistet: verweisend an das zu erinnern, was eben **nicht** gesagt wird. Doch dieser differenzierende Befund ist keineswegs die letzte Auskunft über das Thema Sprache und Sprachgrenze bei Musil und Wittgenstein. **Erstens** nämlich mag er schon insofern relativiert werden, als sich mit Wittgensteins "Tractatus" ja in kleinerem Maßstab etwas Analoges vollzieht wie mit literarischen Verweisen auf das "Unsaybare": Indem abschließend von der Sprach-Grenze **die Rede** ist, wird diese Grenze schon wieder überschritten; sie verläuft - bildlich gesprochen - mitten durch Satz 7. Die Auskunft, wovon man nicht sprechen könne, darüber müsse man schweigen, erinnert nicht zuletzt an das Paradox vom kretischen Lügner, denn einerseits trifft sie eine generalisierende Feststellung über eine Gesamtheit von Aussagen, andererseits müßte sie selbst von dieser Feststellung ausgenommen sein, um einen Aussagewert zu besitzen. Einen Sonderstatus hat Satz 7 auch insofern, als er sich unterschwellig gegen die geschlossene Theorie wendet, die der "Tractatus" zu liefern vorgibt: Als Satz über ein "Unsaybares" sprengt er die entscheidende Grenzziehung auf und ist damit von ähnlicher systemfeindlicher Subversivität, wie sie die literarischen Texte der Moderne für sich in Anspruch nehmen. Satz 7 des "Tractatus" **spricht** ja über das, wovon man "nicht sprechen"

kann, wenngleich nur auf dem Weg der Negation. Schon im "Tractatus" also ist die Differenz zwischen Sagbarem und Unsagbarem nur auf den ersten Blick identisch mit der zwischen Rede und Schweigen. Auf den zweiten Blick verschiebt sie sich gleichsam in die Sprache hinein, und dies aus einem weiteren Grund: Zu differenzieren ist laut Wittgenstein jeweils zwischen dem, was mit einer Formulierung gesagt wird, und dem, was an solcher Aussage als ein selbst Ungesagtes "sich zeigt". Hierzu gehört für Wittgenstein vor allem die jeweilige sprachlich-logische Form, die sich an den Sätzen der Sprache zwar zeige, selbst aber nicht ausgesagt werden könne.¹⁴ Sie ist also durchaus etwas "Unsagbares" - und zwar am Text, nicht jenseits seiner. Solche Differenzierung zwischen dem mit einer sprachlichen Bekundung jeweils Ausgesagten und dem, was sich "zeigt", mag wohl besonders bei der Beschreibung und Interpretation literarischer Texte fruchtbar gemacht werden; gestattet sie doch die Akzentuierung einer gerade für diese konstitutiven Spannung zwischen Inhaltlich-Thematischem und Sprachform. Durch die Betonung dessen, "was sich in der Sprache ausdrückt", aber nicht "durch Sprache" ausdrücken läßt, rückt schon der frühe Wittgenstein in die Nähe all jener literarischen Autoren, für welche die strukturelle Dimension von Texten ebenso wichtig, ja wichtiger ist als die inhaltliche.

Das, worüber man "schweigen" muß, erweist sich jedenfalls bei genauerem Hinsehen als nicht definitiv ausgrenzbar - schon deshalb, weil jeder positive Ausgrenzungsversuch einer Grenzüberschreitung gleichkommt. Indem schon der Verfasser des "Tractatus" das Nicht-Aussagbare immerhin zum Gegenstand seiner Aussage macht, nähert er sich ihm mit sprachlichen Mitteln ja doch um ein kleines Stück, wenngleich zunächst einmalig und ohne weitere Folgen: Der "Tractatus" bricht mit Satz 7 ab, und in Wittgensteins Werk folgt ein langes Schweigen. Ein langes, aber kein endgültiges. Das Spätwerk Wittgensteins schließt dann - bei allen sonstigen Unterschieden - mit der Frage nach der Sprache und dem Sagbaren wieder ans frühere an. Und darum liegt es zweitens nahe, gezielter nach Affinitäten zwischen Musil und dem späteren Wittgenstein zu fragen, obwohl sich vordergründig der "Tractatus" schon aus chronologischen Gründen als Vergleichsrelat aufdrängen mag. Während dieser aber primär die Begrenztheit des Sagens hervorhebt, stehen im Zentrum der "Philosophischen Untersuchungen" eher die Leistungen des Wortes, seine positiven Funktionen, sein Gebrauchswert für die Artikulation und Beschreibung von Erfahrungen. Mit dieser affirmativeren Einstellung zur Sprache rückt das Spätwerk noch stärker in die Nähe literarischer Texte, die ja - selbst dort, wo sie Sprache kritisieren - auf diese bauen und Zeugnisse des Vertrauens in deren Möglichkeiten sind.

2. Wittgensteins Sprachspielkonzeption und analoge Reflexionen Musils über die Sprache

Wittgensteins Konzeption des "Sprachspiels", wie sie vor allem in den "Philosophischen Untersuchungen" entwickelt wird,¹⁵ stellt in verschiedener Hinsicht einen (wenngleich natürlich nicht voraussetzungslosen) Neuansatz in der Geschichte philosophischen Denkens dar, der nicht nur die sprachphilosophische Reflexion im engeren Sinne betrifft, sondern auch eine Modifikation der transzendentalen Fragestellung zur Folge hat - wenn er nicht sogar das Ende der Transzendentalphilosophie bedeutet.¹⁶ Welches sind die wesentlichen Errungenschaften der Sprachspieltheorie?

Erstens insistiert Wittgenstein auf der unauflöslichen Verknüpfung von Sprach- und Lebenspraxis.

"Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das 'Sprachspiel' nennen." (Ph. U. 7)

Sprachspiele gelten ihm als Bestandteile von "Lebensformen" (Ph. U. 23, Ph. U. 241). Wort und Sprechsituation, Zeichen und Lebensform sind nicht voneinander zu trennen, und es gibt keine Sprache "an sich", sondern nur eine Fülle von Formen des Sprachgebrauchs, die ihrerseits jeweils in komplexe Handlungszusammenhänge integriert sind. Was ein Wort "bedeutet", zeigt sich in seinem Gebrauch und ist unabhängig von diesem nicht feststellbar.¹⁷

"Eine Bedeutung eines Wortes ist eine Art seiner Verwendung. / Denn sie ist das, was wir erlernen, wenn das Wort zuerst unserer Sprache einverleibt wird." (ÜG 61)

Für den Sprachtheoretiker bedeutet dies, daß Sprache nicht als isolierter Gegenstand betrachtet und erörtert werden kann, sondern nur mit ständigem Blick auf solche Einbettung in funktionale Kontexte, in die Lebens- und Handlungsformen der Sprecher. Entsprechend beruht auch die Sprachreflexion des späten Wittgenstein auf Einzelbeobachtungen und Einzelbeispielen. Sprache ist unbegründbar und unhintergebar, und es gibt keine von ihr unterscheidbare Metasprache, die sie instituieren oder normieren könnte; auch der Sprachkritiker bleibt auf dem Niveau der Sprache, die er kritisiert (vgl. Ph. U. 120).

"Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. / Denn sie kann ihn auch nicht begründen / Sie läßt alles, wie es ist" (Ph. U. 124)

Ebensowenig wie eine Metasprache existiert ein Standort "jenseits" aller Sprache und ihres Gebrauchs, von dem aus diese distanziert zu beurteilen und daraufhin etwa zu verurteilen wären; auch insofern kann man sich nicht "über" die Sprache erheben. Sprachphilosophische Reflexionen sind gleichfalls Sprachspiele. Und diese greifen, wenn man es genau nimmt, durch ihren Vollzug, wenn auch vielleicht auf fast unmerkliche Weise, in die jeweils aktuelle

Sprachspielpraxis ein. So mag von einer Art "Unschärferelation" die Rede sein: Wörter und Sprachgebrauch sind keineswegs Erkenntnisobjekte, die sich einem beobachtenden Subjekt "gegenüber" befänden und von diesem als gegebene Größen beobachtet und erkannt werden könnten, sondern Beobachter und Beobachtetes interferieren im Vollzug des Prozesses von Beobachtung und Beschreibung.

Zweitens besitzen für Wittgenstein die Wörter keine präzise bestimmbaren Bedeutungen, ihr Bedeutungsfeld hat, metaphorisch gesprochen, unscharfe Ränder, so daß endgültige Definitionen nicht zu leisten sind.¹⁸ Ein Wort mag "eine Familie von Bedeutungen haben" (Ph. U. 77); keine unter diesen ist dabei als **die** Bedeutung privilegiert, und es gibt ebensowenig eine Hierarchie der Bedeutungen. Auch in dieser Hinsicht kann man Sprachgebräuche allenfalls beschreiben, sie jedoch nicht reglementieren. Wer sollte festlegen, wie man ein Wort in "richtiger" Bedeutung gebraucht? Diese Unschärfe der Bedeutungsfelder hängt mit der engen Bindung zwischen Sprech- und Lebenspraxis zusammen. In jedem einzelnen Gebrauchs-kontext kann ein Ausdruck eine gegenüber anderen verschobene spezifische Funktion besitzen; der Übergang zwischen zwei situativ bestimmten Gebrauchsweisen **eines** Wortes und der Verwendung von Homonymen ist fließend. Zu fragen ist für den philosophischen Sprachkritiker also niemals nach "identischen" Bedeutungen der Ausdrücke, sondern nach den Funktionen, welche sich aus ihren Kontexten ergeben. Diese stehen untereinander in Ähnlichkeitsrelationen.¹⁹ "Verschiedenartiges" etwa kann mit dem Wort "Beschreibung" belegt werden, ohne daß bestimmbar wäre, was "*die* Beschreibung" ist (vgl. Ph. U. 24, Ph. U. 35.); die Verwendungsweisen des Wortes sind einander aber ähnlich wie die Mitglieder einer Familie.²⁰ Wo nun Wortbedeutungen nicht endgültig definiert werden können, sind Gegenstände nicht sprachlich identifizierbar. Was mit einem Ausdruck gemeint ist, ergibt sich aus der Situation, in der er gebraucht wird, wobei diese Situation jeweils einmalig ist. Genaugenommen kann also nie von einem und demselben Gemeinten die Rede sein. Dies gilt auch für den Denkgegenstand "Sprachspiel" selbst, wie Wittgenstein betont, der es konsequenterweise ablehnt, eine Definition von "Sprachspielen" zu geben. Auch Sprachspiele sind untereinander durch "Ähnlichkeiten" "verwandt", so daß das Wort "Sprachspiel" eine Fülle von untereinander ähnlichen Funktionen hat. Darum kann die Konzeption des Sprachspiels nicht systematisch beschrieben, kann *das* Sprachspiel nicht definiert, sondern nur an Beispielen vorgeführt werden:

"(...) es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, - sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*." (Ph. U. 65)

Wittgenstein expliziert die "Ähnlichkeit" von gleichartig benannten Vorgängen im folgenden an dem, was alles "Spiel" heißt (Ph. U. 66):

"(...) wenn du sie anschaut, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe." (Ph. U. 66) - "(...) die 'Spiele' bilden eine Familie." (Ph. U. 67)

Die Sprachspiele, dies gilt generell, selbst begründen keinen jeweils "identischen" Gegenstandsbereich; selbst nur durch "Ähnlichkeiten" miteinander verbunden, beschreiben sie jeweils "ähnliche" Gegenstände. Damit löst sich in radikalster Konsequenz der "Gegenstand" selbst als etwas "Bestimmtes" und Bestimmbares auf. Wittgensteins Sprachphilosophie ist hier in größerem diskursgeschichtlichem Kontext zu sehen, nämlich in dem der Ablösung des Paradigmas der Identität durch das der Ähnlichkeit.

Musil bewegt sich als Essayist wiederholt auf Wittgensteinsche Positionen zu. Dies gilt vor allem für die Frage nach "der" Bedeutung eines Wortes. In einem Essay über den dichterischen Sprachgebrauch von 1931 charakterisiert Musil die Unschärfe von Wortbedeutungen in einer Weise, die auf Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen" vorausweist. Er begründet sie ganz im Sinne Wittgensteins mit der Einbettung des Einzelwortes in je verschiedene Kontexte. Wegen ihrer Aussagekraft sei die Stelle im Zusammenhang zitiert:

"Das Wort ist gar nicht so sehr Träger eines Begriffs, wie man, bestochen davon, daß sich der Begriffsinhalt unter Umständen definieren läßt, gewöhnlich annimmt, sondern es ist, wenn es nicht definitorisch zu einem Fachwort eingeeignet wird, bloß das Siegel auf einem lockeren Pack von Vorstellungen. Selbst in einer so einfachen und nüchternen Wortverbindung wie 'die Wärme war groß' sind die Vorstellungsinhalte 'Wärme' und 'groß', ja sogar der von 'war' ganz verschiedene, je nachdem sich der Satz auf eine Bessemerbirne oder einen Zimmerofen bezieht, und andererseits liegt etwas Gemeinsames noch in der großen Wärme eines Zimmerofens und eines Herzens." (8/1212f.)

Was alles "warm" oder "groß" ist bzw. genannt zu werden pflegt, mag sich ähnlich sehen, besitzt aber keine substantielle Identität. Es gibt nicht "die" Wärme, nicht "die" Größe. Das Beispiel von der unterschiedlichen kontextuellen Bedeutung der Wörter "Wärme" und "groß" würde inhaltlich und der Präsentation nach in die "Philosophischen Untersuchungen" passen: Es ist zwar nicht dasselbe, ob man über Bessemerbirnen und Zimmeröfen oder über Herzen spricht, aber beide Sprachspiele mit ihrem jeweils gleichen Worтеlement sind legitim, und die Verwendung des Wortes in beiden kann nur konstatiert, nicht kritisiert werden. Sprach-Reflexion ist folglich stets nur ein Aufweisen von - manchmal eben diffusen - Wortverwendungsweisen. Ein Parallelbeispiel von Wittgenstein selbst sei angeführt:

"(...) es werden die Worte 'auf die Form zeigen', 'die Form meinen' etc. nicht so gebraucht, wie *die*: 'auf dies Buch zeigen' (nicht auf jenes), 'auf den Stuhl zeigen, nicht auf den Tisch', etc." (Ph. U. 35)

"Bedeutung", auch Musil zieht diese Wittgensteinsche Konsequenz, ist eine Funktion von Kontext und Praxis:

"Es erhält nicht nur der Satz seine Bedeutung aus den Worten, sondern auch die Worte gewinnen die ihre aus dem Satz, und ebenso verhält es sich mit Seite und Satz, Ganzem und Seite; bis zu einem gewissen Grad sogar in der wissenschaftlichen Sprache, auf das weiteste aber in der nichtwissenschaftlichen, bilden das Umfassende und das Umfaßte aneinander gegenseitig ihre Bedeutung heraus, und das Gefüge einer Seite guter Prosa ist, logisch analysiert, nichts Starres, sondern das Schwingen einer Brücke, das sich ändert, je weiter der Schritt gelangt. Dabei ist es, wie bekannt, die Eigentümlichkeit und Aufgabe des wissenschaftlichen oder logischen oder diskursiven oder, wie man hier im Gegensatz zur Dichtung auch sagen könnte, wirklichkeitsgetreuen Denkens, daß es den Vorstellungsablauf nach Möglichkeit einschient, eindeutig und unausweichlich macht; durch logische Regeln wird das nur überwacht und ist schon psychologisch eine ziemlich eindeutige Gewohnheit. Man kann aber auch auf sie verzichten und den Worten ihre Freiheit wiedergeben, und auch dann werden diese sich nicht einfach nach Laune verbinden; denn die Worte sind dann zwar vieldeutig, aber diese Bedeutungen sind untereinander verwandt, und wenn man eine erfaßt, guckt die andere darunter hervor, aber sie zerfallen nie ins völlig Zusammenhanglose." (8/1213)

Der Hinweis auf die "Verwandtschaft" von Bedeutungen erscheint wie eine förmliche Antizipation des Wittgensteinschen Konzepts von "Familienähnlichkeit", mit dessen Hilfe ja erst im Spätwerk die Relation der unterschiedlichen Verwendungsweisen ("Bedeutungen") eines Ausdrucks erläutert werden.²¹ Während Wittgenstein allerdings an "identische" Wortbedeutungen in je zwei Verwendungskontexten nicht glaubt - auch und gerade nicht in alltäglichen -, sieht Musil dieses alltägliche Sprechen durch eine Einförmigkeit geprägt, welche es auf künstliche (und verfälschende!) Gleichsetzung der Gegenstände durch Bezeichnungen immerhin anlege. (Hier wirkt Nietzsche nach, der die Institution sprachlicher Zeichen als Gleichsetzung von Nichtgleichem, als Schaffung künstlicher Einheiten begriffen hatte.) Anders stehe es, so Musil, um die Dichtung, welche entschieden auf das "Ähnliche" setze:

"An die Stelle der begrifflichen Identität im gewöhnlichen Gebrauch tritt im dichterischen gewissermaßen die Ähnlichkeit des Worts mit sich selbst, und anstatt der Gesetze, die den logischen Gedankenablauf regeln, herrscht hier ein Gesetz des Reizes; das Wort der Dichtung gleicht dem Menschen, der dorthin geht, wohin es ihn zieht: er wird seine Zeit in einem Abenteuer verbringen, und er wird gewaltige Anstrengungen zu bewältigen haben, denn die Beherrschung des Halbfesten ist mitnichten leichter als die des Festen." (8/1213.)

Das die Wörter umgebende Feld divergierender Bedeutungen ist, so sehr es den präzisen Sprachgebrauch behindern mag, in Musils Augen kein Nachteil, sondern ein Positivum: Auf ihm beruht der Reichtum der Sprache - und nicht zuletzt die Kraft der Wörter, etwas Unbestimmbares zu "bedeuten". Der Unterschied zwischen Dichtung und Philosophie besteht vorrangig in der Intention des Sprachgebrauchs (wenngleich es nicht unbedingt zu einer Erfüllung dieser Intention kommen muß). Im philosophischen Sprachgebrauch liegt der Schwerpunkt auf den Begriffskernen. Demgegenüber ist die Poesie durch eine größere Offenheit für das Un-Verständliche und Verschwommene (für "verwischte Bilder") charakterisiert. Die Bemühung des Philosophen und des Wissenschaftlers um Genauigkeit erscheint übrigens durchaus legitim - was Wittgenstein nicht bestritten hätte, dem es ja mit seiner Philosophie

ausdrücklich um eine Befreiung des Verstandes von den "Verhexungen" durch die Sprache geht. Generell gilt aber, wie Musil betont: Sprache läßt sich nicht normieren, nicht reglementieren, also auch nicht erschöpfend "verstehen" - ebensowenig wie die Wirklichkeit, um die es ihr geht. Es gibt keine eindeutigen und im jeweiligen Gegenstand wohlbegründeten Sprechweisen, sondern ein der Regel Inkommensurables spielt in jeden Sprachgebrauch mit hinein.

"Auch die wissenschaftl. Prosa hat eine ästhet. Seite. Bei der Bildung der Begriffe darf sie nicht ausgeschlossen bleiben. Charakteristisch ist die Lockerung zw. Form u. Inhalt. Zu demselben Inhalt lassen sich die verschiedensten Formen finden. Sie 'tun etwas hinzu' u. nicht im Wesentlichen. Die Eignung der Sprache zur wissenschaftlichen Verständigung beruht gerade darauf." (8/1300)

Sprachspiele sind für Wittgenstein unbegründbar, so hieß es, und sie werden auch keineswegs systematisch erlernt. Gerade hier ersetzt das "Ungefähr" die eindeutige Regel, wie ja die "Philosophischen Untersuchungen" an vielen Beispielen belegen werden. Sprache erlerne man, so Wittgenstein, durch ihren Gebrauch, durch eine Art von "Abrichtung". Entsprechend verweist er zur Explikation des Begriffs "Sprachspiel" auch vor allem auf den kindlichen Spracherwerb (vgl. Ph. U. 19). Die Bedeutung des jeweiligen Wortes für seinen Benutzer wird hier ja in einer sehr augenfälligen Weise durch den Gebrauch begründet: Was ein zunächst unverstandenes Wort "bedeutet", wird dem Kind dadurch klar, daß dieses Wort mit einer Lebenssituation verknüpft, in diese eingebettet ist. Vom einzelnen spezifischen Verwendungsfall aus wird der Sprecher dazu abgerichtet, den erlernten Ausdruck in ähnlichen Situationen zu benutzen. Analog erkennt auch Musil die Beziehung zwischen Wortverständnis und "Erlebnis"; er betont im Zusammenhang damit außerdem, daß die Fülle der Ergebnisse sich auf diese Weise sprachlich ordnen lasse.

"Eigenschaftsbegriffe wie 'feucht' ruhen (...) nicht auf Wiederholung des Erlebnisses, sondern eines Erlebnischarakters, -kerns oddgl. (...) Übrigens zeigt die Sprache alles für uns Nötige. Eindeutige Worte wie Würfel. Dem Wort ist eine bestimmte Gruppe von Gegenständen zugeordnet. Worte wie feucht: Wenn ein neues Dingerlebnis hinzukommt, eine neue Art von Feuchtigkeit, wird es sich einordnen lassen". (TB 1, 646; Heft 25)²²

Weil sowohl die Artikulation als auch das Verstehen von Wörtern aus ihren situativen Bezügen nicht herauslösbar sind, bedarf es eines Vorverständnis-Horizontes, um mit Wörtern etwas anfangen zu können. (Eben dieser Horizont wird bei Wittgenstein mit dem Terminus "Sprachspiel" bezeichnet.) Um die jeweilige Bedeutung eines Wortes im Kontext zu erläutern, müßte man auf das Gemeinte hindeuten können: diese in den "Philosophischen Untersuchungen" wiederholt vermittelte Einsicht (vgl. etwa Ph. U. 6) findet sich auch bei Musil formuliert, der einmal über das "Hören" sagt:

"(...) wenn unser Verständnis nicht dem Klang voraus ist, macht uns der Sinn Mühe, in einer uns nicht geläufigen Sprache zum Beispiel auch dann, wenn uns die Worte einzeln bekannt sind. Auch an Bewegungen nimmt man allgemeine Kennzeichen

wahr, aber das Untypische erfährt man so schlecht, daß zum Beispiel nichts größere Mühe macht, als Gebärden so zu beschreiben, daß andre ein Bild davon haben. Selbst Gerüche und Geschmäcke unterscheidet man ohne Hilfe einer Gegenstandsbeziehung schlecht, wenn sie nicht sehr penetrant sind, und erst recht gilt ähnliches von wirklich seelischen Erlebnissen, von denen man durchwegs behaupten kann, dass die Gestalt, welche sie in verschiedenen Menschen annehmen, die der Vorstellung ist, die sich diese vorher von ihnen gemacht haben." (8/1146)

Der jeweils individuelle Sprachgebrauch stützt sich zwar auf gemeinschaftliche Sprachspielregeln ab, dies verhindert jedoch nicht, daß der einzelne Sprachbenutzer mit den Wörtern jeweils Verschiedenes verbindet.

"Fragen Sie (...): Bitte was ist eine Straße, so erhalten Sie die Antwort: 'Straße - Straße, Schluß, bitte stören Sie mich nicht weiter' Sie schütteln den Kopf: Straße = Straße? Sie <beobachten> denken nach und beobachten Ihre Umgebung. Nach einiger Zeit finden Sie: 'Aha Straße /die Leute sagen/, etwas gerades, taghelles, dient um sich darauf fortzubewegen'. Und Sie empfinden plötzlich ein colossales Überlegenheitsgefühl, wie ein Hellschender unter Blinden. Sie sagen sich: Ich weiß ganz bestimmt, daß eine Strasse nichts gerades taghelles ist, sondern daß sie vergleichsweise /ebensogut/ etwas Vielverzweigtes Geheimnis- und Räthselvolles ist /sein kann/, mit Fallgruben und unterirdischen Gängen, versteckten Kerkern und vergrabenen Kirchen. /Sie wundern sich wieso Ihnen gerade das einfällt und lassen es doch im Geiste bei diesen Ausdrücken bewenden.../'". (TB 1, 8; Heft 4)

So unterschiedliche Bedeutungen der einzelne Sprachbenutzer mit dem Wort "Straße" verbinden mag - keiner kann den anderen je widerlegen. Letztlich gibt es nicht einmal eine Verständigung über die **Unterschiedlichkeit** der Bedeutungen eines Wortes für zwei Sprecher, denn dies würde ja die Möglichkeit voraussetzen, "hinter" die Sprache zurückzugelangen. Entsprechend bemerkt Wittgenstein:

"Das Wesentliche am privaten Erlebnis ist eigentlich nicht, daß jeder sein eigenes Exemplar besitzt, sondern daß keiner weiß, ob der Andere auch *dies* hat, oder etwas anderes. (...) / Wie ist es nun mit dem Wort 'rot' - soll ich sagen, dies bezeichne etwas 'uns Allen Gegenüberstehendes', und Jeder sollte eigentlich außer diesem Wort noch eines haben zur Bezeichnung seiner *eigenen* Empfindung von Rot?" (Ph. U. 272, 273)

So zu tun, als rede man über Gleichartiges, kommt einer Fiktion gleich, die allerdings unvermeidlich und pragmatisch legitimiert ist. Die Unschärfe der Ränder von Wortbedeutungen entdeckt auch Ulrich, der "Mann ohne Eigenschaften". Er sieht in der durch gleichartige Etikettierung vollzogenen Gleichsetzung von Ähnlichem einen problematischen Prozeß der Simplifikation und Verfälschung, empfindet den "Widersinn (...), daß alles Verstehen eine Art von Oberflächlichkeit voraussetzt, einen Hang zur Oberfläche, was sich in dem Wort 'Begreifen' überdies ausspreche und damit zusammenhänge, daß die ursprünglichen Erlebnisse ja nicht einzeln, sondern eines am andern verstanden und dadurch unvermeidlich mehr in die Fläche als in die Tiefe verbunden würden. (...)" (4/1089) Im Wesentlichen aber decken sich Ulrichs Beobachtungen mit denen des Verfassers der "Philosophischen Untersuchungen"; nicht das "Identische", sondern das "Ähnliche" liegt dem Sprachgebrauch und mithin

dem Denken zugrunde, und auch die einzelnen Fälle der Verwendung eines Wortes stehen untereinander in Ähnlichkeitsbeziehungen. Konfrontiert mit der Unmöglichkeit, "eine zum Greifen deutliche Farbe mit Worten zu bezeichnen oder eine der Formen zu beschreiben, die auf so gedankenlos eindringliche Weise für sich selbst sprachen" (4/1088), erkennt er, daß die Benennung des Wahrgenommenen mit diesem selbst nichts zu tun hat, sondern einer Etikettierung von außen gleichkommt. Diese Etiketten explizieren zu wollen, mündet in tautologischen Sprachgebrauch ein, da es ja keine Metasprache gibt. Allerdings kann und muß man mit sprachlichen Etiketten operieren - und die Kommunikation funktioniert, wenn über ihren Gebrauch ein gewisser Konsens besteht, als ein zirkulärer Prozeß:

"Wenn ich also behaupte, dieser Rasen hier vor uns sei grün, so klingt das sehr bestimmt, aber ich habe nicht eben viel gesagt. In Wahrheit nicht mehr, als wenn ich dir von einem vorbeigehenden Mann erzählt hätte, er gehöre der Familie Grün an. Und, du lieber Himmel, wie viele Grün gibt es! Da ist es gleich besser, ich begnüge mich mit der Erkenntnis, dieser grüne Rasen sei eben rasengrün, oder gar er sei grün wie ein Rasen, auf den es vor kurzem ein wenig geregnet hat - (...) Und nun sind wir wieder bei der tiefen Erleuchtung, daß grünes Gras eben grasgrün ist!" (4/1089)

Das Paradigma Farbempfindung und Farbbezeichnung wählt auch Wittgenstein, um die Abhängigkeit der Wortbedeutungen von ihrer Verwendung zu illustrieren und zugleich das Problem der Unverifizierbarkeit individueller Wahrnehmung aufzuwerfen. Man kann "Grün" nicht definieren, aber man kann und wird sich bei der Verwendung dieses Wortes etwas denken. (Wobei sich vielleicht ein jeder etwas anderes denkt.)

"Ich weiß, wie *mir* die Farbe Grün erscheint' - nun, das hat doch Sinn! - Gewiß; welche Verwendung des Satzes denkst du dir?" (Ph. U. 278)

Während nun laut Musil der Wissenschaftler darauf bedacht ist, seine Sprache möglichst präzise zu gebrauchen und die Bedeutungsfelder der Wörter möglichst eng und präzise konturiert zu halten (wobei es aber allenfalls eine relative Klarheit des Umrisses geben kann), nutzt der literarische Autor die Unschärfezonen um die Wörter absichtsvoll aus. Gerade hier ist darum die Beziehung der Wortbedeutungen auf praktische Erlebnishorizonte besonders wichtig, und was ein Wort "besagt", resultiert noch offenkundiger aus dem komplexen Kontext, in dem es für den Benutzer steht - einem Kontext, der nicht nur sprachlich ist, sondern einer "Lebensform" gleichkommt. Eine Vereinheitlichung von Wortbedeutungen ist für den Literaten weder möglich noch ein Desiderat.

"(...) Kennzeichen eines Essays [ist], daß sein Innerstes in begriffliches Denken so wenig übersetzbar sei wie ein Gedicht in Prosa. (...) Seine Gedanken sitzen unlösbar in einem Mutterboden fest aus Gefühl, Willen, persönlichen Erfahrungen und solchen Verbindungen von Ideenkomplexen, die nur in der seelischen Atmosphäre einer einzigen Situation volles Licht empfangen und geben. Sie beanspruchen gar nicht Allgemeingültigkeit (...)" (M 9/1450)

Werden die Bedeutungen von Wörtern nur durch den Gebrauch erlernt und können sie nur als Funktionen dieses Gebrauchs betrachtet werden, so stellt sich natürlich die Frage, inwiefern je ein Konsens über solche Bedeutungen statthaben kann - stellen sich nicht Situationen und Erlebnisse jedem Sprachbenutzer anders dar, unterliegen sie nicht perspektivischen Verschiebungen? Lebt nicht jeder Sprachbenutzer in "seiner" Situation? Dies gilt vor allem dort, wo es um die Bezeichnung "innerer" Gegenstände wie Empfindungen geht; hier wird Kommunikation ganz offenkundig zum Problem. Wittgenstein widmet diesem Thema sein besonderes Interesse: was ist mit jenem "Inneren", das sich nicht durch hinweisende Gebärde mit seinem Namen verkoppeln läßt?

"Wie *beziehen* sich Wörter auf Empfindungen? (...) wie wird die Verbindung des Namens mit dem Benannten hergestellt?" (Ph. U. 244)

Der Käfer in der Schachtel (Ph. U. 293) liefert ein treffendes Bild für die Empfindungen des Einzelnen: Die Schachtel aus Wörtern bleibt stets verschlossen - wie also soll man wissen, was sich in der Schachtel befindet, ja ob sich überhaupt etwas in ihr befindet? Auch Musil hat auf die Schwierigkeiten sprachlicher Verständigung über "Inneres" hingewiesen, und wie die unausweichliche Folgerung aus seinen sprachkritischen Überlegungen klingt ein Satz aus den "Vereinigungen": "Jedes Gehirn ist etwas Einsames" (M 6/158). Der Gedanke einer abgründigen Fremdheit zwischen "Seele" und Wort wird bei Musil in vielfachen Varianten durchgespielt; er verbindet sich (etwa im "Mann ohne Eigenschaften") vor allem mit der Thematik von Liebe und Sexualität. Mehrere frühe Tagebuchaufzeichnungen Musils kreisen explizit um die Unaussprechlichkeit des Inneren, wobei Musil hier vor allem unter dem prägenden Eindruck seiner Maeterlinck-Lektüre steht. Zum Stichwort "Seele" notiert er ganz im Sinne des belgischen Essayisten:

"Das Wort dient nur den unwirklichen Mitteilungen. Man spricht in den Stunden, wo man nicht lebt. Sobald wir sprechen, schließen sich Türen. (...) Die wahre Wahrheit zwischen zwei Menschen kann nicht ausgesprochen werden. Jede Anstrengung wird ihr zum Hindernis. Die Seelen vereinen sich, wenn sich die Lippen trennen. Alles im Leben geht nach einem vorherigen Einverständnis vor sich, von dem man kein Wort spricht (Das sind die Menschen, deren Leben in jedem Augenblick präsent ist, rund um sie steht)" (TB 1, 587) - "Die Gedanken geben den unsichtbaren Bewegungen des Innern eine willkürliche Form. Sobald wir etwas aussprechen, entwerfen wir es seltsam." (TB 1, 598. Ebda.:) "Gedanken, Worte, aber auch Taten sind nichts in der Liebe. Sie reichen nicht an die Seele."²³

So sehr die Mystik Maeterlincks und seiner Adepten auch von Wittgensteins nüchternen Fallstudien zum Thema der Mittelbarkeit von Schmerzempfindungen abstecken mag: Hier wie dort bleibt das "Innere" ein Käfer in der Schachtel. All dies muß aber nicht bedeuten, daß der Rückzug ins Schweigen unausweichlich wäre; und die bloße Möglichkeit einer "Rundherumschreibung" kommt für einen Autor wie Musil der Verpflichtung gleich, sie auch zu nutzen.

Wer immer spricht, operiert - gemessen am wissenschaftlichen Ideal präzisen Zeichengebrauchs und präziser Identifikation eines Bezeichneten - mit Näherungswerten und setzt auf Ähnlichkeiten. Zu fragen ist daher nicht nach der Adäquatheit oder gar der "Wahrheit" von Zeichen, sondern danach, wie sie funktionieren. Sprache muß, dies ist Musil bereits lange vor Erscheinen der "Philosophischen Untersuchungen" bewußt, sich bei aller Problematik ihrer Verwendung immer auch bemessen lassen an den pragmatischen Ansprüchen, die ihr als Werkzeug der Verständigung und der Benennung von Gegenständen entgegengebracht werden. Eine völlig luzide und "sachliche" Sprache kann als wichtiges Desiderat gelten - aber sie ist ebenso unmöglich wie eine Sprache, welche dem "Inneren" kommensurabel wäre. Das sprechende Ich mag oft nicht einmal selbst verstehen, was es mit seinen Wörtern sagt; selbst die eigene Sprache bleibt dabei immer zum Teil Fremdsprache. Denn das Bedeutungspotential der Wörter ist für den Einzelnen ja nicht zu ermessen, auch wenn er sich ihrer bedient. Verschiedene "Sprachen" sprechen auch bei Übereinstimmung im Wortlaut dann vor allem die verschiedenen Individuen, so daß die Worte sie ebensowohl trennen wie sie sie einander näherbringen.

"Das Verhältnis zwischen Sprechen u Verstehen, Übersetzen aus einer u. in eine fremde Sprache findet sich auch in der eigenen. U zw. bei allen nicht alltäglichen Ausdrücken und Formen. (...) Der fest besessene Wort u Formschatz, der zum Verstehen gehört, ist kleiner, die Bedeutungen sind vagar." (TB 1, 781)

Dies betrifft auch die literarische Kommunikation, bei der ja das "Unscharfe" eine tragende Rolle spielt: "Der Schriftsteller im Verhältnis zum Leser schreibt eine Fremdsprache." (TB 1, 781) Das Sich-Selbst-Nichtverstehen ebenso wie das Nichtverstehen des Anderen beruht auf der von Wittgenstein konstatierten Nicht-Identität der Wörter mit sich selbst. Entsprechend wird es bei diesem heißen:

"Wenn man aber sagt 'Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen', so sage ich: 'wie soll *er* wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen.'" (Ph. U. 504)

Wittgensteins These vom Unsagbaren als etwas, das an der sprachlichen Form sich "zeige", findet ihr Gegenstück übrigens nicht zuletzt in Musils Überlegungen zum individuellen Stil.

"Das Interesse nicht nur darauf gelegt, was man sagt, sondern wie man es sagt. Meinen Stil suchen. Bisher suchte ich das Unsagbare mit geraden, tastenden Worten zu sagen. Das verräth einseitige Intelligenz. Der Wille, mir aus dem Ausdruck ein Instrument zu fertigen, stehe am Eingange dieses Heftes." (TB 1, 138; Heft 11, 2. IV. 1905)

Es verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung, daß die Wittgensteinsche Dichotomie zwischen Sagbarem und Unsagbarem von Manfred Frank zur Explikation des Zusammenspiels von sprachlichem Regelsystem und Individualstil herangezogen worden ist.²⁴ Wittgenstein selbst hat in einer späten Notiz dafür plädiert, die "Fehler" des "eigenen Stils

hin[zu]nehmen".²⁵ Dies darf als die Konsequenz aus der unauflöslichen Einheit von Sprachgebrauch und Lebensformen betrachtet werden.

3. Musils poetische Texte als Sprachspiele über das "Unsagbare"

Musil und Wittgenstein (zumal der späte, im Ansatz aber schon der Verfasser des "Tractatus") gehen das "Unsagbare" aus gleichartiger Perspektive an: Die positive sprachliche Artikulation wird aus ihrem Spannungsverhältnis zu "Unsagbarem" begriffen, umgekehrt aber kann von "Unsagbarem" auch nur in Abhebung von der Welt der Wörter und des Mitteilbaren die Rede sein. Daß das Ungesagte den Hintergrund des Gesagten, das Komplement jeder positiven Artikulation darstelle, hat Wittgenstein betont:

"Das Unaussprechbare (das, was mir geheimnisvoll erscheint und ich nicht auszusprechen vermag) gibt vielleicht den Hintergrund, auf dem das, was ich aussprechen konnte, Bedeutung bekommt."²⁶

Auch Ulrich betrachtet das "Unsagbare" als einen dunklen "Grund", oberhalb dessen sich das Sagbare lokalisieren ließe:

"Worte springen wie die Affen von Baum zu Baum, aber in dem dunklen Bereich, wo man wurzelt, entbehrt man ihrer freundlichen Vermittlung." (1/155)²⁷

Das Unsagbare liegt gerade, wenn man es als "Grund" des Sagbaren und der positiven Artikulation denkt, nicht - oder doch nicht nur "jenseits" der Wörter; es ist auf rätselhafte, nicht weiter explizierbare Weise im Text präsent als etwas, das sich mittelbar am Gesagten als an seinem unverzichtbaren Komplement zeigt. Eben darauf setzt der literarische Autor Musil, dessen Interesse am "Unsagbaren" schon aus dem Frühwerk ablesbar ist. Im "Törleß" findet der Protagonist punktuellen, aber intensiven Zugang zu einer Wirklichkeitsdimension, welche der alltäglichen Wahrnehmung verschlossen bleibt und sich sprachlicher Benennung und Bestimmung entzieht. Die andere Seite der Dinge ist ihre unsagbare Seite, und was sich über diese "andere Seite" sagen läßt, besteht zunächst im wesentlichen aus Sätzen über ihre Ferne zum Wort.²⁸ Negationen spielen daher eine wichtige Rolle in Musils Roman. Eine zentrale Chiffre jenes "Anderen" ist etwa das mathematische Konzept des Un-Endlichen; es gehört als "negatives" Zeichen in eine Klasse mit dem Begriff des "Unsagbaren". Doch grundsätzlich ist zu bedenken, daß die Rede über "Unsagbares" etwas durchaus anderes ist als ein bloßes Nicht-Sagen. Auch der Weg der Negation ist ein Weg, und wenn er nicht direkt zu einem Gegenstand oder Erfahrungsinhalt führt, so mag er diesen - dem Bild einer "Rundherumschreibung" entsprechend - doch so umkreisen, daß sich ein zuvor nicht wahrnehmbarer Umriß abzeichnet. Im übrigen ist von der Lügenhaftigkeit der Wörter aus der Perspektive der Romanfigur Törleß die Rede, und was dieser als "falsch" empfindet, muß für den Autor Musil selbst keineswegs falsch sein. Im Gegenteil: Es besitzt eine Funktion als Bauelement des Romantextes, sonst stünde es ja nicht da. Eine analoge

Funktion hat auch jeglicher andere Hinweis auf die Grenzen sprachlicher Möglichkeiten, und er ist mit dem Ankommen **des Autors** an solcher Grenze nicht zu verwechseln. Dadurch, daß dieser seinen Helden über "Unsagbares" und "Wortloses" nachdenken läßt, bringt er es eben mittels dieses Helden zur Sprache. Entsprechendes gilt für das Motto aus Maurice Maeterlincks "Schatz der Armen", das Musil dem "Törleß" vorangestellt hat:

"Sobald wir etwas aussprechen, entwerten wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an die Oberfläche kommen, gleicht der Wassertropfen an unseren bleichen Fingerspitzen nicht mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähen eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert der Schatz im Finstern unverändert." (6/7)²⁹

Hier hat Maeterlincks Gedanke eine andere Valenz als in den oben angeführten Tagebuchaufzeichnungen über das "Unaussprechbare": Was dort als Formulierung eines eigenen Gedankens mit geborgten Worten gelten muß, ist hier vor allem im Hinblick auf seinen funktionalen Kontext zu betrachten. Zwar signalisiert das fragliche Zitat - das ja als Zitat gekennzeichnet ist - eine gleichartige Denkrichtung bei Musil und Maeterlinck, keineswegs aber selbstverständliche Übereinstimmung der Positionen. Zitate implizieren auch Distanz, und sie verändern ihre Bedeutung mit dem Sprachspiel-Rahmen, in dem sie stehen. Maeterlinck betrachtete Sprache als etwas Oberflächliches und Vorläufiges und proklamierte den Übergang zu einem bedeutungsvollen Schweigen. Das Sprachfern-Wahre galt ihm als ein Schatz am Meeresgrund, der sich nicht an die Oberfläche sprachlicher Artikulation heben läßt; das Sagbare löst sich, wenn man das Bild interpretiert, im Artikulationsprozeß von dem ab, um das es dem Taucher eigentlich ging, und es wird als ein falscher Schatz geborgen. Etwas Unsagbares bleibt in der Tiefe, und man könnte, so scheint es, ebensowohl auf jeden Versuch seiner Bergung verzichten. Doch Musil gibt sich eben damit nicht zufrieden, und es ist von tieferer Signifikanz, daß dem resignativ klingenden Motto der Roman selbst erst noch folgt. Auch für den Zögling ist das selbstkritische "Du lügst" übrigens nur eine vorläufige Position, der Sprachverzicht kein Ausweg. Er sucht sich des Unsagbaren, das ihn affiziert und für dessen Anmutungen er sogar besonders empfänglich ist, in wiederholten Anläufen zu vergewissern.

"Ich habe vielleicht noch zu wenig gelernt, um mich richtig auszudrücken, aber ich will es beschreiben. (...) Ich kann es nicht anders sagen, als daß ich die Dinge in zweierlei Gestalt sehe. (...) Es ist etwas Dunkles in mir, unter allen Gedanken, das ich mit den Gedanken nicht ausmessen kann, ein Leben, das sich nicht in Worten ausdrückt und das doch mein Leben ist...." (6/137)

Vor allem in seinem Auftritt vor dem Lehrerkollegium bemüht sich Musils Held um eine Artikulation entsprechender Erfahrungen, und er nimmt seine Zuflucht zu Bildern und Gleichnissen. Was diese mit der sprachlichen *via negationis* verbindet, ist natürlich ihre Eigenschaft als **nicht**-direkt benennende Ausdrucksformen.³⁰ Musil entwickelt eine Strategie der Mittel-

barkeit, die an Wittgensteins Spätstil erinnert. Zwar lösen Gleichnisse und Umschreibungen jeden positiv-identifizierenden Bestimmungsversuch des "Erlebten" ab (so wie Wittgenstein das Rätsel Sprache nicht zu einem bestimmbareren Gegenstand machen kann und will), aber auf diesem indirekten Weg kommt das Unsagbare eben doch indirekt zur Sprache; es "zeigt" sich durch den Artikulationsprozeß in seiner ständigen unterschwelligsten Präsenz.³¹ Indem sich Gleichnis an Gleichnis, Bild an Bild, Beispiel an Beispiel reiht, wird eine Kreisbewegung vollzogen, welche als "Rundherumschreibung" zu sehen wäre. Wer allerdings in Gleichnissen spricht, setzt auf Ähnlichkeiten, nicht auf die Möglichkeit einer Identifikation von "etwas". Das Gemeinte läßt sich mit Worten nicht erklären; dies entspricht der Grundüberzeugung des späten Wittgenstein, der auf jegliche Erklärung verzichtet und auf die demonstrative Kraft des an sich unbegründbaren Sprachspiels setzt.

Die Untersuchungs-Szenerie in der Schule des Zöglings Törleß ließe sich als eine Folge von Sprachspielen im Sinne der "Philosophischen Untersuchungen" beschreiben. Die Pointe besteht darin, daß jeder Sprecher hier sein eigenes Spiel spielt, so daß es zu keiner Verständigung kommt. Törleß versucht, seine Erfahrung eines Nichtbegrifflichen zu verbalisieren - seine Lehrer dagegen möchten etwas **begreifen**. Anlaß der Aussprache ist der Fall Basini, der für Törleß ja ein Tor zu jenem Reich des Unbegrifflichen ist, dessen Existenz ihm auch anläßlich des Ausdrucks "Das Unendliche" aufgegangen war. Zunächst beängstigt von der Idee, sich den Lehrern "nicht verständlich machen zu können" (6/133), reizt es ihn dann doch, von sich und seinen Erfahrungen zu sprechen. Als das Wort "Seele" fällt, mit dem Törleß "etwas ganz Ungeheuerliches", "etwas gar nicht Vorstellbares" andeuten möchte (6/134), strahlt der Religionslehrer: In den Sprachspielen der Theologen ist die "Seele" eine gängige Münze, und die Ordnung des Diskurses scheint gewahrt. Die klischeehaften moralischen Explikationen, mit denen der Religionslehrer Törleß' Auslassungen endgültig in die Sphäre des Begrifflichen hinüberzuretten sucht, finden auch den Beifall des Klassenvorstandes und des Mathematiklehrers, die auf ihre Weise jeweils gleichfalls Vertreter der einzuhaltenden "Ordnung" - auch und vor allem der "Ordnung" der Sprache - sind. Die Hilflosigkeit, mit der der Sprechende seine unfaßlichen Erlebnisse umkreist, wird vom Kollegium zu Unrecht, aber auf bezeichnende Weise, psychologisch interpretiert.

"Sie müssen sich deutlicher ausdrücken, mein lieber Törleß." / "Das kann man nicht anders sagen, Herr Direktor." / "Doch, doch. Sie sind aufgeregt; wir sehen es ja; verwirrt; - was sie eben sagten, war sehr dunkel." (6/134)

Ungebrochen bleibt das Vertrauen der Lehrer darauf, daß man prinzipiell "alles" sagen könne. Und wo eine Formulierung ihnen rätselhaft erscheint, möchten sie diese in eine ihnen verständliche Sprache übersetzen. Einen Erklärungsversuch zu Törleß' Worten unternimmt auch der Mathematiklehrer, als der Begriff der imaginären Zahlen fällt, die für ihn das Eintrittsbillet zu einem vertrauten Sprachspiel sind. Für Törleß freilich sind und bleiben sie nur

ein Gleichnis. Vergeblich sucht der Direktor sich zu vergewissern, welches Sprachspiel Törleß selbst spielt. Ist es das der Wissenschaft? Das der Religion? Das der Philosophie?

"Der Direktor wurde bei diesem philosophischen Ausbiegen der Untersuchung bereits ungeduldig, aber der Katechet war von Törleß' Antwort sehr befriedigt. / 'Sie fühlen sich also,' fragte er, 'von der Wissenschaft weg zu religiösen Gesichtspunkten gezogen? (...)' / Nun fühlte sich der Direktor doch verpflichtet darauf einzugehen. / 'Hören Sie, Törleß, ist es so, wie Seine Hochwürden sagt? Haben Sie einen Hang, hinter den Begebenheiten oder Dingen (...) einen religiösen Hintergrund zu suchen?' / Er wäre selbst schon froh gewesen, wenn Törleß endlich bejaht hätte und ein sicherer Boden zu seiner Beurteilung gegeben gewesen wäre; aber Törleß sagte: 'Nein, auch das war es nicht.' / 'Nun, dann sagen Sie uns doch endlich klipp und klar,' platzte jetzt der Direktor los, 'was es gewesen ist. (...)' (6/135)

So intensiv die nun folgenden Evokationen des Erlebten in Törleß' Monolog auch ausfallen: Seinen Lehrern macht er sich nicht verständlich, und der erläuternde Rekurs des Mathematiklehrers auf die Begriffsdichotomie von "Rezeptivität und Spontaneität des Denkens" geht am individuellen Fall Törleß ebenso vorbei wie das Sich-Anklammern des Religionslehrers an die vertraute Formel "Seele". Musil läßt in seiner Romanszene unterschiedliche Sprechweisen miteinander kollidieren, demonstriert die Verwendung zweier Klassen von "Sprachspielen", deren keines auf das andere reduzierbar oder auch nur mit dem anderen kompatibel wäre. Während Törleß die mittelbare Rede, der Gebrauch von Bildern und Vergleichen, als die noch adäquateste Weise der Annäherung an das Gemeinte erscheint und auch gar nichts anderes als Näherungen anstrebt, betrachten seine Zuhörer diese sprachlichen Hilfsmittel als bloße Surrogate noch zu findender Begriffe. Mit einer Differenzierung Wittgensteins expliziert: Während Törleß auf etwas "zeigen" möchte, fordert man von ihm, etwas "auszusagen". Und man versucht, das Begreifliche an die Stelle des Unbegreiflichen zu setzen, um die als skandalös empfundene Lücke in Törleß' Erklärungen zu füllen. Gerade die Kollision verschiedener Sprechweisen bewirkt aber den von Musil angestrebten Effekt: Ein Abgründiges "zeigt" sich dem Leser, wo sich die Sprachspiele nicht zur Deckung bringen lassen.³² Dazu bedarf es der positiven Artikulation und des Verständigungsversuchs. Auf der einen Seite dokumentiert Musils Szene die "Mühen des Begriffs", auf der anderen demonstriert sie das Unbegreifliche durch die Darstellung einer Sprechsituation, in der es aufscheint.³³ Am Fall des Zöglings wird ferner deutlich, daß ein Rest an Nicht-Explizierbarem zugleich "Grund" und Zentrum aller Explikationen ist. Es bleibt im "Törleß" also keineswegs bei bloß negativen Aussagen über eine "unaussprechliche" Wirklichkeitsdimension, sondern auf diese wird als auf das Komplement des Gesagten verwiesen. Insofern steht der frühe Roman Musils im Zeichen des Bestrebens, etwas, das sich dem direkten sprachlichen Zugriff entzieht, indirekt eben doch "zur Sprache" zu bringen. Die Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem wird in einer Weise in den Text hineingenommen, die Wittgensteins spätere Sprachkonzeption antizipiert. Wie bei Wittgenstein verlagert sich der Akzent von der Differenz zwischen **Reden** und

Schweigen auf die Differenz zwischen **Sagen** und **Zeigen**. Insofern der poetische Text die sprachlichen Ausdrucksmittel immerhin auf das Unausssagbare hin vortreibt, kann dies als eine Verschiebung der Sprach-Grenzen interpretiert werden. Die Erinnerung an Wittgensteins Wort vom "Anrennen" gegen die Grenzen der Sprache (vgl. Ph. U. 119) liegt nahe, wobei sich bei Musil der Rennende eben nicht bloß Beulen holt, sondern auch die Wand, mit der er kollidiert, jeweils um ein kleines Stück verrückt.

Gewiß kann auch der Dichter seinen Sprachgebrauch nicht ablösen von den Sprachspiel-Regeln seiner Kommunikationsgemeinschaft. Auch er steht nicht jenseits der Sprachspiele - aber er kann sie vorführen und den Blick auf das lenken, was sich an ihnen "zeigt", und vielleicht besteht gerade darin die maßgebliche Herausforderung, die wichtigste Aufgabe. Dichtung ist Sprachkritik: So ließe sich Wittgensteins Diktum im Sinne Musils modifizieren. Und wie ein Schlüssel zu Musils Werk klingt Wittgensteins Satz:

"Wenn man sich nicht bemüht das Unausssprechliche auszusprechen, so geht *nichts* verloren. Sondern das Unausssprechliche ist, - unausssprechlich - in dem Ausgesprochenen *enthalten!*"³⁴

In dem Ausgesprochenen: dies ist entscheidend. Eine solche Formulierung kommt der Ermutigung zum Sprechen gleich und rechtfertigt insbesondere die Literatur in ihrer Faszination durch das "Unausssprechliche". Der "Mann ohne Eigenschaften" schließt als ein reflektiertes Sprachspiel an den "Törleß" an. Und wiederum sind die Sprachspiele um das "Unsaybare" besonders instruktiv, wie ein Beispiel zeigen soll. Das Thema des "Unsaybaren" wird erneut in zitathaft-gebrochener Form aufgegriffen, und Musil rekurriert einmal mehr auf Maeterlinck, dessen Formulierungen er seinen Romanfiguren Diotima und Arnheim in den Mund legt:

"(...) Die wahre Wahrheit zwischen zwei Menschen kann nicht ausgesprochen werden; jede Anstrengung wird ihr zum Hindernis!" (2/505)

Betont sei nochmals, daß Musil nicht einfach auf die von einer Romanfigur formulierte Auffassung festzulegen ist, sondern diese gerade dadurch, daß er sie in einen Romankontext einbettet, schon wieder überschreitet. Was als Tagebuch-Exzerpt wörtlich genommen werden mochte, ist hier Element in einem funktionalen Zusammenhang und muß als solches gewertet werden - wobei sich der Sinn des Gesagten vom wörtlich zu Verstehenden ins glatte Gegenteil verkehren kann. Musil geht es nicht darum, die Existenz einer unverrückbaren Sprachgrenze zu behaupten, jenseits derer ein Schweigen ausbräche; stattdessen hebt er dieses Schweigen in seiner Szene zwischen Diotima und Arnheim in mehr als einem Sinne auf. Arnheims Bemerkung ist Bestandteil eines von Maeterlinck erfundenen Sprachspiels, und wenn dies noch nicht hinreicht, um den Leser vor der Naivität zu warnen, jene Position mit der Musilschen zu identifizieren, so sollte er die Redseligkeit bedenken, mit welcher Musil ironischerweise seine Diotima und ihren Freund Arnheim über die Grenzen der Sprache sprechen

läßt, die Tatsache auch, daß sich die beiden schwer tun, ihre theoretischen Überlegungen zum Wert des Schweigens in die Praxis umzusetzen. Was sich hier als tiefe Einsicht gibt, ist ein Zitat, eine Phrase, dazu angetan, den Leser gegenüber jeder Unsagbarkeitsfloskel skeptisch zu stimmen.

"Diotima (...) streckt dem Freund die Hand entgegen und bat 'Lassen Sie uns schweigen! Das Wort vermag Großes, aber es gibt Größeres! Die wahre Wahrheit zwischen zwei Menschen kann nicht ausgesprochen werden. Sobald wir sprechen, schließen sich Türen; das Wort dient mehr den unwirklichen Mitteilungen, man spricht in den Stunden, wo man nicht lebt...' / Arnheim pflichtete ihr bei. 'Sie haben recht, das selbstbewußte Wort gibt den unsichtbaren Bewegungen unseres Innern eine willkürliche und arme Form!' / 'Sprechen Sie nicht!' wiederholte Diotima und legte die Hand auf seinen Arm. 'Ich habe das Gefühl, daß wir einander einen Augenblick des Lebens schenken, indem wir schweigen.' Nach einer Weile zog sie die Hand wieder zurück und seufzte: 'Es gibt Minuten, in denen alle verborgenen Edelsteine der Seele offenliegen!' / 'Es wird vielleicht eine Zeit kommen,' ergänzte Arnheim, 'und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie schon nahe ist, wo die Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Die Seelen vereinen sich, wenn sich die Lippen trennen!' / Diotimas Lippen schürzten sich und bildeten die Andeutung einer kleinen schiefen Röhre, wie sie ein Schmetterling in die Blüten senkt." (2/503f.)

Der Rückzug ins Schweigen erscheint nicht nur in ironischer Brechung, er erweist sich auch als **Bestandteil** eines Sprachspiels. Das "Unsagbare" entspricht eben keinem Raum "jenseits" der Wörter, es kann sich allenfalls "an" diesen "zeigen". Diese Einsicht leitet Musil im Vorgriff auf die Spätphilosophie Wittgensteins.

Die Erörterung dessen, was Musil und Wittgenstein verbindet, mag zu einer grundsätzlichen Bemerkung über die Beziehung zwischen poetischem und philosophischem Diskurs provozieren: Zwischen beiden besteht keine kategoriale Grenze. In Wittgensteins "Vermischten Bemerkungen" heißt es entsprechend: "Philosophie dürfte man eigentlich nur *dichten*," (VB 483) Musil hat diese Forderung eingelöst, zumal mit seinen Bemühungen um die Gattung des Essays, den er ja im Hinblick auf seinen Sprachgebrauch als literarisch begreift, dessen Themen aber genuin philosophische sein können (und bei Musil sind). Nahe liegt die Hypothese, daß literarisch-künstlerischer und philosophischer Diskurs einander in der Motivation und im Hinblick auf ihr Erkenntnisinteresse analog, in der äußeren Gestaltung zumindest ähnlich sind. Eine prinzipielle Analogie zwischen Musils und Wittgensteins Werk besteht ja zumal in der Methode, Sprachspiele vorzuführen, Sprachspiele also sprachspielimmanent zu reflektieren. Man kann also nicht sagen, daß Wittgenstein dort stehengeblieben sei, wo Musil weiterging,³⁵ - nur daß Musil schon früher als Wittgenstein offenkundig dazu übergeht, Unsagbares nicht in seiner Unsagbarkeit belassen zu wollen, sondern es poetisch sich "zeigen" zu lassen. Wittgenstein setzt erst als Theoretiker des "Sprachspiels" so entschieden auf das Unausdrückliche. Das "Umkreisen" von etwas explizit nicht Sagbaren, unter dem er zuvor noch gelitten hatte,³⁶ wird damit zum Gestaltungsprinzip, und die "Philosophische Untersu-

chungen" stehen ebenso wie die "Philosophische Grammatik" und die Schrift "Über Gewißheit" im Zeichen des Versuchs, an sprachlichen Gestaltungen etwas zu "zeigen", was sich gerade nicht explizit sagen läßt (im "Tractatus" war dies vor allem mit Satz 7 der Fall gewesen). Die "zeigende" Dimension der Sprache ist - so paradox dies klingen mag - ihre "schweigende" Dimension. Darum kann das, worüber man laut "Tractatus" nur "schweigen" kann, in der Literatur und im philosophischen Diskurs, also in sprachlichen Gestaltungen, seinen Platz finden. Das "Unsagbare" erscheint gar nicht mehr als eine gegenständliche Kategorie (zu dieser Einsicht provoziert vor allem die Ironie, mit der Musil dem Dialog Diotima/Amheim begegnet, die ja an "unsagbare" Empfindungen, an eine "unsagbare" Wahrheit als an etwas Substantielles glauben), sondern als die **Kehrseite** des Sagbaren, als das jeweils Un-Ausdrückliche, das in jedem Sich-Ausdrücken **mitschwingt**. Wenn man so will, ist das Unausdrückliche mit der "ästhetischen" Seite der Sprache gleichsetzbar. Die Literarizität der "Philosophischen Untersuchungen" ist die Konsequenz aus der Erkenntnis, welche sie vermitteln wollen. Beispiele, Gleichnisse und Bilder treten als genuin literarische Ausdrucksmittel an die Stelle einer systematischen Entwicklung (vgl. Ph. U. 75).³⁷ Ihre Verwendung sowie der Verzicht auf jegliche Definition entsprechen ja auch der Einsicht, daß man Sprache nicht hintergehen kann. In ihren Gebrauch spielt stets ein Moment von Unbegründbarkeit hinein. Literarizität impliziert, was sich wiederum am späten Wittgenstein paradigmatisch aufweisen ließe, auch stets ein Moment des Nicht-erschöpfend-verständlich-Seins und der strukturellen Offenheit.

Es mag in erster Linie der poetische Text sein, der seine "Unverständlichkeiten" hervorkehrt und zu produktiver Deutung herausfordert, aber auch philosophische Texte entziehen sich aufgrund ihrer sprachlichen Verfaßtheit der endgültigen Decodierung. Der Leser wird implizit aufgefordert, mit- und weiterzuspielen; Wittgensteins Schreibweise fordert ihn ebenso dazu heraus wie das Werk Musils. In einer weiteren Hinsicht noch könnte das Wittgensteinische Konzept des "Sprachspiels" besonders gut zur Charakteristik literarischer Texte herangezogen werden: Sprachspiele sind nicht begründbar, sind weder aus Ursachen noch aus Zwecken befriedigend abzuleiten:

"Du mußt bedenken, daß das Sprachspiel sozusagen etwas Unvorhersehbares ist. Ich meine: Es ist nicht begründet. Nicht vernünftig (oder unvernünftig). / Es steht da - wie unser Leben." (ÜG 559)

Auch moderne Literatur möchte sich nicht "begründen" lassen - möchte weder kausal aus Bedingungsgründen abgeleitet noch durch ihre Zwecke final determiniert werden. Begriffe man sie als Sprachspiel im Sinne Wittgensteins, aber als potenziertes Spiel im Zeichen der Autoreferenz, so würde man ihrer Autonomie, die durchaus auch als Bodenlosigkeit betrachtet werden kann, wohl am ehesten gerecht. Musil wäre damit einverstanden gewesen.

- 1 Eine umfassende Darstellung der Korrespondenzen zwischen Wittgensteins und Musils Denken fehlt bislang; einige Einzelstudien sind ihnen aber auf der Spur. Vgl. Aldo Gargani: Wittgenstein's 'Perspicuous Representation' and Musil's 'Illuminations'. In: Robert Musil und die kulturellen Tendenzen seiner Zeit. Musil-Studien Bd. 11, München/Salzburg, 1983. S. 110ff. - Peter Kampits: Musil und Wittgenstein. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): Essayismus und Ironie. Tübingen 1992. S. 153ff. Einen (mir leider nicht zugänglichen) Vortrag über "Robert Musil und Ludwig Wittgenstein: Zwischen Gestaltlosigkeit und philosophischer Therapie" hielt Friedrich Wallner 1982 in Budapest.
- 2 Aus den Werken Musils wird - sofern nicht anders vermerkt - zitiert nach der neunbändigen Ausgabe von Adolf Frisé, Reinbek, 1978, und zwar unter Angabe von Band und Seite.
- 3 Wittgenstein wird - sofern nicht anders vermerkt - nach der achtbändigen Werkausgabe, Frankfurt, 1984, zitiert. Dabei beziehen sich die Ziffern auf die jeweilige Satz- bzw. Fragmentnummer. Die Werke selbst werden im folgenden mit Siglen bezeichnet: ÜG = Über Gewißheit (Bd. 8). Tr. = Tractatus logico-philosophicus (Bd. 1). Ph. U. = Philosophische Untersuchungen (Bd. 1). VB = Vermischte Bemerkungen (Bd. 8).
- 4 Es wäre reizvoll, weitere Parallelen zwischen Wittgensteins Denkstil und Musils Konzept des "Möglichkeitssinnes" aufzuweisen. "Möglichkeitmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven", so Musil (I/16); für die Wirklichkeitsmenschen sind sie "Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler". Auch bei Wittgenstein kollidieren die Grundhaltungen, wobei die Einstellung, welche dem Wirklichkeitssinn entspräche, durch lakonische Kommentare als kurzsichtig entlarvt wird: "Es kann für mich, als vernünftigen Menschen, kein Zweifel darüber bestehen. - Das ist es eben." (ÜG 61)
- 5 Wie Kampits (a.a.O., S. 153) treffend bemerkt, teilen beide Autoren "ihr Unbehagen an einem traditionellen Begriff der Rationalität und die damit verbundene Infragestellung der technisch-naturwissenschaftlichen Denkweise", und beide tragen bei zu einer Wandlung bzw. Transformation des Philosophiebegriffs.
- 6 Vgl. dazu: Yvon Desportes: La critique du langage, des concepts et des mots dans les 'Tagebücher' et les 'Essais' de Robert Musil. Contribution à l'étude explicative du style. In: Musil-Forum 9 (1983). S. 19ff.
- 7 Zu diesem Thema vgl. Kampits, a.a.O., S. 155.
- 8 Vgl. auch die Vorrede zum "Tractatus": "Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen. / Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr - nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken (...): Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein." (Werkausgabe, Bd. 1, S. 9)
- 9 Vgl. etwa Kampits, der zu dem Ergebnis kommt, "daß Musil einen Erkenntnisweg des Dichters propagiert, der anders als Wittgensteins grenzziehende Trennung Sagbares und Unsagbares sozusagen miteinander vereint (...). Wo Wittgenstein sich bewußt und gleichsam asketisch Grenzen auferlegt, die auch das Philosophieren (...) zu einem qualvollen Anrennen gegen die Grenzen der Sprache machen, versucht Musil gewissermaßen diese Grenzen immer weiter hinauszuschieben, und zwar nicht durch ein Verändern der Sprache, ein Zerschlagen ihrer Struktur, (...) sondern in und durch die Veränderung der Optik, in einem nahezu barocken Einholen aller nur möglicher Perspektiven (...)." (a.a.O. S. 157f.)

- 10 Vgl. die Vorrede zum "Tractatus" von 1918: "Dagegen scheint mir die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv. Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben." (Werkausgabe, Bd. 1, S. 10)
- 11 Vgl. Tr. 4.003: "Die meisten Sätze und Fragen, welche über philosophische Dinge geschrieben worden sind, sind nicht falsch, sondern unsinnig."
- 12 Dies zeigt sich etwa in den "Vereinigungen". Vgl. dazu: Monika Schmitz-Emans: Das Doppelleben der Wörter. Zur Sprachreflexion in Robert Musils "Vereinigungen". In: Hans-Georg Pott (Hg.): Robert Musil. Dichter, Essayist, Wissenschaftler. München, 1993 (= Musil-Studien, Bd. 8). S. 70ff.
- 13 "Wir können mit der hier überhaupt möglichen Deutlichkeit feststellen, wann X ungefähr dasselbe meint wie Y. Er kann sich dabei anderer Gedanken u. anderer Mittel der Prosa bedienen." (8/1300)
- 14 "Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm. (...) / Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken. Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit. / Er weist sie auf." (Tr. 4. 121)
- 15 Vgl. insbesondere Ph. U. 7. Der Sprachspielbegriff taucht zuvor schon im "Blauen Buch" (1933/34) auf.
- 16 Daß Wittgensteins Sprachspiel-Konzeption mit transzendentalphilosophischen Ansätzen nicht gleichgesetzt werden dürfe, hat Walter Schulz betont: Wittgenstein. Die Negation der Philosophie. Pfullingen 1967, S. 59ff. Denn Wittgenstein gehe es, anders als der Transzendentalphilosophie, nicht um Letztbegründungen. Vgl. dazu auch: Monika Schmitz-Emans: Poesie als Sprachspiel. Überlegungen zur Poetik Ernst Jandls. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 109, Heft 4, 1990, S. 554.
- 17 Ph. U. 1: "Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende. - Was aber ist die Bedeutung des Wortes 'fünf'? - Von einer solchen war hier garnicht die Rede; nur davon, wie das Wort 'fünf' gebraucht wird." - Ph. U. 5: "Es zerstreut den Nebel, wenn wir die Erscheinungen der Sprache an primitiven Arten ihrer Verwendung studieren, in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann." - Ph. U. 10: "Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache? - Was sie bezeichnen, wie soll ich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs? Und den haben wir ja beschrieben."
- 18 Vgl. Ph. U. 71: "Man kann sagen, der Begriff 'Spiel' ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern. (...) kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?" Zur 'Unschärfe' von Begriffen vgl. auch Ph. U. 73, Ph. U. 76.
- 19 Ph. U. 11: "Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten: es ist da ein Hammer, eine Zange, eine Säge, ein Schraubenzieher, ein Maßstab, ein Leimtopf, Leim, Nägel und Schreiben. - So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter. (Und es gibt Ähnlichkeiten hier und dort.) / Freilich, was uns verwirrt ist die Gleichförmigkeit ihrer Erscheinung, wenn die Wörter uns (...) entgegneten. Denn ihre Verwendung steht nicht so deutlich vor uns."
- 20 Vgl. Ph. U. 38: "(...) das Wort 'Name' charakterisiert viele verschiedene, miteinander auf viele verschiedene Weisen verwandte, Arten des Gebrauchs eines Worts (...)." Wittgenstein kritisiert die gängige Auffassung darüber, wie ein Wort zu seiner Bedeutung komme: "Das Benennen erscheint als eine seltsame Verbindung eines Wortes mit einem Gegenstand. - Und so eine seltsame Verbindung hat wirklich statt, wenn nämlich der Philosoph, um herauszubringen, was die Beziehung zwischen

Namen und Benanntem ist, auf einen Gegenstand vor sich starrt und dabei unzählige Male einen Namen wiederholt (...)."

21 Wichtig vor allem die berühmte Passage aus den "Philosophischen Untersuchungen": über "die Vorgänge, die wir 'Spiele' nennen": "Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw.": "(...) wenn du sie anschaut, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen (...). (...) Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort 'Familienähnlichkeiten' (...)". (Ph. U. 66, 67)

22 TB = Robert Musil: Tagebücher. Hg. v. Adolf Frisé. Bd. 1 und 2. Reinbek 1976. Hier: Bd. 1, S. 646.

Vgl. auch: "Es gibt Worte, deren Sinn ganz im Erlebnis ruht, dem wir ihre Bekanntschaft verdanken, und dazu gehört ein großer Teil der moralischen und ästhetischen Vorstellungen, deren Inhalt derart von Mensch zu Mensch und Abschnitt zu Abschnitt des Lebens wechselt, daß er kaum begrifflich gefaßt werden kann, ohne dabei das Beste seines Gehalts einzubüßen. (...) [Ich] habe (...) das einstmals das nicht-ratioide Denken genannt, sowohl in der Absicht, es vom wissenschaftlichen als dem ratioiden zu unterscheiden, dessen Inhalten die Fähigkeit der ratio angemessen ist, wie in dem Wunsch, damit dem Gebiet des Essays und weiterhin dem der Kunst gedankliche Selbständigkeit zu geben. (...) in Wahrheit [liegen] diesen beiden Arten von Geist zwei autonome Gegenstandsgebiete des Erlebens und Erkennens zugrunde (...), deren Logik nicht ganz die gleiche ist. Diese Unterscheidung in eindeutig und nicht eindeutig bezeichnbare Gegenstände steht nicht in Widerspruch dazu, daß das Gebiet des Mitteilbaren und der menschlichen Mitteilung vermutlich in stetigen Übergängen von der mathematischen Sprache bis zum beinahe völlig unverständlichen Affektausdruck des Geisteskranken reicht, sondern wird dadurch nur ergänzt." (8/1214)

23 Bei Maeterlinck (Der Schatz der Armen) stößt Musil etwa auf die Sätze: "Man glaube nur ja nicht, das Wort diene den wirklichen Mitteilungen zwischen menschlichen Wesen." - "Wir sprechen nur in den Stunden, wo wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsere Brüder nicht bemerken wollen und uns weit entfernt von der Wirklichkeit fühlen. Und sobald wir sprechen, sagt uns etwas in unserm Innern, dass göttliche Türen sich irgendwo schliessen." (Vgl. dazu TB 2, 396) - Vgl. zu den Interferenzen zwischen Maeterlinck und Musil einschlägigen Tagebuchnotizen (die im Kontext der Ausarbeitung des Diotima/Arnheim- und des Agathe-Komplexes stehen): TB 2, 394 - 400.

24 "Nennen wir - mit einer von Wittgenstein bevorzugten Metapher - das Gesamt des durch Ableitungsverfahren aus einer Grammatik Beherrschbare das Sagbare, so böte es sich an, die individuelle Präsentation des Stils als das Unsagbare auszuzeichnen." Manfred Frank: Wittgensteins Gang in die Dichtung. In: Manfred Frank/Gianfranco Soldati: Wittgenstein - Literat und Philosoph. Pfullingen 1989. S. 9.

25 Wittgenstein, Werkausgabe, Bd. 8, S. 557. Frank bemerkt dazu: "In der Tat ist der Stil nicht selbst bedeutungshafte, sondern fast physiognomisches Element in Wittgensteins Texten. Es ist gleichsam die Hand- oder die Unterschrift des Individuums in ihnen (...)." (Frank, a.a.O., S. 54) Vgl. dazu auch S. 66: "Der paralinguistische Zug des Stils (...) ist die Weise, in der das Unausprechliche 'sich zeigt' (...)."

26 Zitiert nach Chris Bezzel: Wittgenstein. Zur Einführung. Hamburg 1988, S. 8.

27 Musil insistiert in analoger Weise auf der Gründung jedes scheinbar präzisen Begriffs im begrifflich nicht Fixierbaren, wobei er sich des Begriffspaares vom "Ratioiden" und "Nichtratioiden" bedient: "Zu unterst schwankt auch hier [=auf ratioidem Gebiet] der Boden, die tiefsten Grundlagen der Mathematik sind logisch ungesichert, die Gesetze der Physik gelten nur angenähert, und die Gestirne bewegen sich in einem Koordinatensystem, das nirgends einen Ort hat." (8/1027)

28 Vgl. 6/19f.: "Er wartete auf irgend etwas, so wie er vor diesen Bildern immer auf etwas gewartet hatte, das sich nie ereignete. (...) Auf etwas Überraschendes, noch nie Gescheenes; auf einen

ungeheuerlichen Anblick, von dem er sich nicht die geringste Vorstellung machen konnte; (...) die Worte sagten es nicht; so arg, wie es die Worte machen, ist es gar nicht; es ist etwas ganz Stummes (...) - 6/65: "Es war ein Versagen der Worte, das ihn da quälte, ein halbes Bewußtsein, daß die Worte nur zufällige Ausflüchte für das Empfundene waren. (...) Er hatte das Bedürfnis, rastlos nach einer Brücke, einem Zusammenhange, einem Vergleich zu suchen - zwischen sich und dem, was wortlos vor seinem Geiste stand. Aber sooft er sich bei einem Gedanken beruhigt hatte, war wieder dieser unverständliche Einspruch da: Du lügst." - Törleß ist insgesamt "gezwungen, Ereignisse, Menschen, Dinge, ja sich selbst häufig so zu empfinden, daß er dabei das Gefühl sowohl einer unauflöslchen Unverständlichkeit als einer unerklärlichen, nie völlig zu rechtfertigenden Verwandtschaft hatte."

29 Die Passage entstammt Maeterlincks Aufsatz "Die Moral des Mystikers". In: Der Schatz der Armen. Jena, 1925, S. 29.

30 Vgl. 6/137 [Törleß]: "Nein, ich irrte mich nicht, wenn ich von einem zweiten, geheimen, unbeachteten Leben der Dinge sprach! Ich - ich meinte es nicht wörtlich, - nicht diese Dinge leben, nicht Basini hatte zwei Gesichter, - aber in mir war ein zweites, das dies alles nicht mit den Augen des Verstandes ansah."

31 Zur Verwendung von Gleichnissen und Metaphern bei Wittgenstein vgl. Frank. a.a.O. 16: "So vertritt ein Bild (Musil würde sagen: ein 'Gleichnis') die empirisch nicht zu leistende Auskunft über das Verhältnis von Sprache und Welt. (...) Die Metapher der Leiter - und Wittgensteins zahlreiche andere Metaphern für das Unsagbare - supplementieren das der Rede eigentlich Würdige, das aber keinen Tatsachencharakter hat und darum in Sätzen unaussprechlich bleibt." Vgl. auch Allan Janik/Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. München 1987, S. 258: "Wittgensteins 'Bilder' zeigten die Grenzen ihrer Möglichkeit, etwas zu sagen."

32 Der Musilforscher Yvon Desportes spricht von der "possibilité de compensation des insuffisances du langage par la valeur sémantique de la situation". In: La critique du langage, Teil II. In: Musil-Forum 11/12 (1985/86), S. 55.

33 Zum poetischen Valeur von "Situationen" vgl. Musil, TB 1, 143 (20. IV. 1905): "Die 'Kunst' des Schreibens besteht darin, Situationen zu schaffen, die das zu Sagende den Personen gemäß machen, andererseits das zu Sagende so auszuwählen, aus dem Fluss der Gedanken gewissermaßen die suggestiven Knotenpunkte auszuwählen - daß die Personen nicht 'viel' zu sagen haben."

34 Brief an Engelmann vom 9.4.1917.

35 So sieht es Kampits, der sich aber einseitig an der Frühphilosophie Wittgensteins orientiert und darum zu der allzu vereinfachenden Feststellung kommt, anders als Musil trenne Wittgenstein strikt "zwischen Sagbarem und Unsagbarem, zwischen Sagen und Zeigen, sinnvoller Rede und dem, worüber nur geschwiegen werden kann" (a.a.O. 160). Über Musil heißt es bei Kampits, daß er "einen Erkenntnisweg des Dichters propagiert, der anders als Wittgensteins grenzziehende Trennung Sagbares und Unsagbares sozusagen miteinander vereint" (S. 157); so gut Musil damit charakterisiert ist, so unangemessen ist doch die Festlegung Wittgensteins auf sein Frühwerk und die Nichtberücksichtigung der späteren Schriften.

36 Vgl. die tagebuchartige Notiz: "Ich bewege mich fortwährend im Kreis um das Problem herum. Scheinbar ohne ihm näher zu kommen" (zitiert nach Frank, a.a.O., S. 46).

37 Kritisch gemeint ist eine briefliche Bemerkung Gottlob Freges gegenüber Wittgenstein, aus der die "literarische" Qualität bereits des "Tractatus" jedoch auch als Positivum hervorgeht: Das Buch - der "Tractatus" - sei "eher eine künstlerische als eine wissenschaftliche Leistung; das was gesagt wird, tritt zurück hinter das, wie es gesagt wird." (16. 9. 1919)